

Stefan Kühl

Das Theorie-Praxis-Problem in der Soziologie¹

Die Klage darüber, dass soziologisches Wissen in der Gesellschaft nicht hinreichend ernstgenommen wird, ist so alt wie die Geschichte der Soziologie als ausdifferenzierte Wissenschaftsdisziplin (vgl. Lepsius 1979: 44ff; Lamnek 1993: 13ff). So beklagte Bernhard Badura in den siebziger Jahren, auf dem Höhepunkt der Expansion der Soziologie in den deutschen Universitäten, dass wissenschaftliche Erkenntnisse der Soziologie skeptisch beurteilt werden und ohne praktische Folgen blieben (vgl. Badura 1978). Vertreter der soziologischen Verwendungsforschung der achtziger Jahre wie Ulrich Beck und Wolfgang Bonß stellten fest, dass die Gesellschaft die Nützlichkeit soziologisch generierten Wissens geringer einschätzt als dasjenige anderer Disziplinen (siehe Beck, Bonß 1989).

Diese Aussagen legen die Schlussfolgerung nahe, dass die erfolgreiche akademische Etablierung der Soziologie und die damit verbundene Ausdifferenzierung als Wissenschaft der Soziologie „in der Praxis“ recht wenig geholfen hat. Sie hat, um die frühe Formulierung von Matthes zu gebrauchen, den mit der Etablierung als akademisches Lehrfach verbundenen Anspruch auf außerakademischen Praxisbezug nicht einzulösen vermocht. Und das, obgleich sie ständig über gesellschaftliches Handeln lehrt und forscht (vgl. Matthes 1981: 51f; siehe auch Lange 1997: 71).

Das Ziel meines Artikels ist es, für die Klage über die fehlende praktischer Verwertbarkeit der Soziologie ein Interpretationsschema vorzuschlagen, das einerseits einen Blick für die Sperrigkeit der Verwendung soziologischen Wissens *außerhalb der Wissenschaft* öffnet, aber andererseits auch einen groben Rahmen anbietet, in dem über die praktische Wirkungsmächtigkeit von Soziologie nachgedacht werden kann.

1 Der Artikel basiert auf meinem Habilitationsvortrag vom 27.11.2002 an der Ludwig-Maximilians-Universität München. Eine ausführliche – und anders akzentuierte Fassung – wird erscheinen in Franz et al. 2003. Ich bedanke mich besonders bei Annette von Alemann, Ulrich Beck, Boris Holzer, Michaela Pfadenhauer, Werner Schirmer und Georg Vobruba sowie den Teilnehmern der Abschlusskonferenz „Soziologische Verwendungsforschung“ für kritische Kommentare zu einer früheren Fassung des Artikels. Ein ganz besonderer Dank geht an André Kieserling, dessen Kommentare mich veranlasst haben, Teile des Artikels nochmals grundlegend zu überarbeiten.

Der Artikel setzt bei einem blinden Fleck der Diskussion an: der mangelhaften Anbindung der Diskussion zur Verwendung soziologischen Wissens an die Professionssoziologie. Die Diskussion über neue Formen der Wissensproduktion und über die Veränderung traditioneller Gütekriterien der Wissensgenerierung ist bisher weitgehend entkoppelt von neueren - aber leider auch älteren - Erkenntnissen der professionssoziologischen Diskussion. Dies ist überraschend, weil auf den ersten Blick auffällt, dass die Soziologie das „Leiden“ an der schwierigen Übersetzung wissenschaftlich generierten Wissens in die Praxis zwar mit den Naturwissenschaften, aber nicht in der gleichen Form mit durch-professionalisierten Tätigkeitsfeldern wie der Medizin, der Juristerei oder der Theologie teilt.

Die Leitfragen, die mich in diesem Artikel interessieren, sind: Aus welchen Gründen sperren sich soziologische Wissensbestände für eine Verwendung außerhalb der Wissenschaft (Abschnitt 1)? Wie hängt diese Sperrigkeit mit dem Status der Soziologie als Nicht-Profession zusammen (Abschnitt 2)? Welche Auswirkungen hat diese Sperrigkeit für die Diffusion soziologischen Wissens (Abschnitt 3)? Wie kann trotz dieser Theorie-Praxis-Probleme die Soziologie außerhalb der Wissenschaft Relevanz entwickeln (Abschnitt 4)?

1. Die Sperrigkeit der Soziologie: Weswegen lässt sich soziologisches Wissen so schwer in die Praxis vermitteln?

Der fundierteste Erklärungsansatz für die Sperrigkeit soziologischen Wissens stammt zurzeit aus der Theorie funktionaler Differenzierung. Niklas Luhmann erklärt die Sperrigkeit mit der Rolle der Soziologie als einer Wissenschaft, die sich zu Fremdbeschreibungen von gesellschaftlichen Teilsystemen verpflichtet sieht. Soziologische Fremdbeschreibungen haben nicht die gleiche positive Bezugnahme, wie sie für Selbstbeschreibungen typisch sind. Bei einer Selbstbeschreibung fällt, so die theoretische Formulierung, die Operation der Beschreibung mit dem beschriebenen System zusammen, während die Fremdbeschreibungen dagegen in einem anderen System angefertigt und reproduziert werden. So sind die Selbstbeschreibungen, die Familien von sich anfertigen, ganz andere als beispielsweise diejenigen, die die Sozialarbeit oder die Familiensoziologie formuliert.

Selbstbeschreibungen und Reflexionstheorien

Weil die Selbstbeschreibungen Rücksicht auf das System nehmen müssen, sind „radikale Entfremdungen“ zwischen der „Beschreibung und dem Beschriebenen“ ausgeschlossen (vgl. Kieserling 2000: 39f). Wenn man diese Unterscheidung auf das Wissenschaftssystem im weiteren Sinne anwendet, fällt auf, dass eine Tendenz zur Selbstbeschreibung besonders in den Reflexionstheorien wie der Rechtswissenschaft, Betriebswirtschaftslehre oder Theologie zu finden ist. Dies wird daran deutlich, dass Reflexionstheorien in ihren Untersuchungen fast immer eine positive Bezugnahme auf ihre Gegenstände zeigen. Dafür braucht

man sich beispielsweise nur die Beschreibung der Funktionsweise von Rechtsverfahren durch die Rechtswissenschaft oder von Unternehmensstrategien durch die Betriebswirtschaftslehre anzusehen.

Erfolgreiche Reflexionstheorien machen sich, so Luhmann und im Anschluss Kieserling, im Großen und Ganzen positive Selbsteinschätzungen des Systems „in semantisch elaborierter Form“ nochmals zu eigen (vgl. auch Kieserling 2000: 50f., siehe auch Kühl 2003a: 73ff., Schirmer 2003: 244f.). Reflexionstheorien können auf die Frage nach dem Sinn eines Funktionssystems nicht einfach eine negative oder gar keine Antwort geben, sondern müssen sich positiv auf das System beziehen. Sie sind in diesem Sinne – um das Wort von Friedrich Weltz zu benutzen – „affirmative Disziplinen“ (vgl. Weltz 1997: 42). Juristen mögen über die richtige Auslegung (oder auch Abfassung) eines Gesetzes streiten, man ist aber prinzipiell einem positiven Bezug auf das Rechtssystem verpflichtet.

Aus diesem Grund lassen sich Reflexionstheorien relativ problemlos in die einzelnen Funktionssysteme kommunizieren. Reflexionstheorien unterscheiden sich dabei selbstverständlich in ihren elementaren Operationen von denen der Praktiker. Erkenntnisse der Theologie werden nicht „erbetet“ und Renommee in der Betriebswirtschaftslehre wird (in der Regel) nicht erkaufte. Aber Reflexionstheorien müssen in ihren Abstraktionen an das anschließen, was im Funktionssystem gefragt ist, und nicht nur an das, was etwa in den Wissenschaften als relevant behandelt wird.

Die Soziologie als Fremdbeschreibung

Die Besonderheit der Soziologie im Vergleich zu den Reflexionstheorien ist, dass sie Fremdbeschreibungen über diese Funktionssysteme anfertigt. Die Bezeichnungen der Soziologie als eine „Partei der Aufklärung“ durch Adorno, als „alternative Lesart von sozialen Prozessen“ durch Bonß oder als eine „Wissenschaft des zweiten Blickes“ durch Luhmann sind letztlich Formeln, mit denen die Fremdbeschreibungen der Soziologie positiv markiert werden. Soziologie ist aus dieser Perspektive die Reflexionstheorie der Gesamtgesellschaft, weswegen ihre Beschreibungen sich nicht einem Funktionssystem zuordnen lassen. Wegen dieser Perspektive ist sie in der Lage, beispielsweise Konflikte zwischen Funktionssystemen zu beschreiben, ohne sich auf die Seite einer „Partei“ zu schlagen.

Aber diese Formulierungen deuten schon an, weswegen es ein Theorie-Praxis-Problem in der Soziologie gibt. Zwar lassen sich Funktionssysteme gerne von der Soziologie über andere Funktionssysteme informieren – die Religion lässt sich beispielsweise von der Soziologie über die Folgen einer neuen Familiengesetzgebung aufklären oder die Politik über die Auswirkungen neuer okkulten Praktiken von Jugendlichen – aber soziologische Beschreibungen über ihr eigenes Funktionssystem hören sie ungern. In der Religion wird das soziologische Argument, Religion sei Opium fürs Volk, nicht als Information, sondern als Provokation empfunden.

Die Einheit von Thema und Adressat schafft jedoch immer dann Probleme, wenn es eine distanzierte Beschreibungsformel gibt. Ein System hat zu sich selbst nicht die gleiche Distanz wie zu anderen Funktionssystemen. Es steht eine Fremdbeschreibung gegen eine Selbstbeschreibung – und damit eine „mehr oder minder respektlose Sicht gegen eine mehr oder minder systemloyale“ (vgl. Kieserling 2000: 79ff). Wer dies in der Praxis prüfen möchte, braucht sich nur Manager im Gespräch mit Betriebswirten einerseits und Soziologen andererseits anzusehen. Das Vorurteil, dass Soziologen im Elfenbeinturm „trockene Orgien des Theorievergleichs“ feiern (vgl. Beck 1980: 416; Lamnek 1993: 42) ist – aus der Perspektive eines Soziologen – eher der Immunisierung gegen soziologische Fremdbeschreibungen geschuldet, denn der Unfähigkeit von Soziologen, ihre Fremdbeschreibungen in verständliche Worte zu kleiden.

Die Soziologie als einzige Sozialwissenschaft?

In der Theorie funktionaler Differenzierung, die sich systematisch mit der Stellung der Soziologie im Wissenschaftssystem beschäftigt hat, wird der Gedanke dahingehend zugespitzt, dass die Soziologie als die *Sozialwissenschaft par excellence* bezeichnet wird und der Betriebswirtschaftslehre oder der Juristerei eine Stellung als Reflexionstheorien (und damit *nicht* als Wissenschaft im engeren Sinne) zugewiesen wird (vgl. auch Luhmann 1990). Vielleicht liegt in dieser „Arroganz“ der Soziologie auch ein für Disziplinen typischer blinder Fleck: auch in der Betriebswirtschaftslehre gibt es Tendenzen, Wahlen, Universitäten, Kirchen, Ehen oder gar die ganze Gesellschaft als primär ökonomische Probleme zu analysieren und diese als Handlungsfelder für Ökonomen zu betrachten. Schon die Beobachtung von Nachwuchsjuristen in der Mensa oder auf Parties hinterlässt den für Nichtjuristen verstörenden Eindruck, dass sich Beziehungsprobleme, Weltkriege oder das Einkaufen in Supermärkten primär als juristische Frage darstellen können. Man kann den Verdacht haben, dass die Erhebung der Soziologie in den Stand *der* Sozialwissenschaft lediglich Ausdruck einer vergleichbaren Generalisierung ist.

Bei allen Zweifeln an dieser Analogie: der Charme dieser Perspektive ist, dass sie es ermöglicht, einen ersten Blick auf die Grenzen der Soziologie zu werfen – und zwar bei der Anwendung ihres Wissens in der Praxis. Fremdbeschreibungen ermöglichen einen ungewohnten Blick auf einen vertrauten Gegenstand, aber niemand (außer den Soziologen selbst) ist auf diesen zweiten Blick angewiesen. Genauso wie man lieben kann, ohne soziologische Liebestheorien zu kennen, können Manager managen und Richter richten, ohne Kenntnisse der Soziologie zu haben (vgl. Kieserling 2000). Im Gegenteil: häufig stört die soziologische Fremdperspektive nur die schlüssigen Selbstbeschreibungen und selbst wenn im Rahmen der Management- oder Richterausbildung die Soziologie als „Nebenfach par excellence“ vermittelt wird, kann man sicher sein, dass diese Störung von den angehenden Managern und Richtern souverän abgewiesen wird.

2. Warum hat die Soziologie geringe Professionalisierungschancen?

Die Diskussion über die Kontrolle von Wissensbeständen ist nicht auf die Soziologie beschränkt, sondern bildet sich in jedem System heraus, das eigene Institutionen zur Generierung und Vermittlung von Wissensbeständen entwickelt hat. Die Politikwissenschaftler haben damit zu kämpfen, dass sie trotz ihrer positiven Bezugnahme auf die Politik insgesamt kaum Einfluss auf die Art und Weise des politischen Handelns haben. In der Medizin gibt es Kontroversen zwischen den medizinischen Wissenschaftlern in der klinischen Forschung einerseits und den ambulant oder in Krankenhäusern praktizierenden Ärzten andererseits.

Die Ausbildung von Professionen

Es fällt jedoch auf, dass es einigen der Reflexionstheorien möglich ist, die Schnittstelle zwischen Theorie und Praxis stärker zu kontrollieren als anderen. Dies hängt maßgeblich damit zusammen, dass es der Medizin, der Juristerei und der Theologie gelungen ist, sich als Profession auszubilden, während dies etwa die Betriebswirtschaftslehre, die Politologie oder die Kommunikationswissenschaft nie geschafft haben. Professionen schließen, so Rüschemeyer, „gewissermaßen einen Vertrag mit der Gesellschaft.“ Sie tauschen Autonomie in der Berufsausübung und Freiheit von sozialer Kontrolle durch Laien gegen „kompetente Leistung und das glaubwürdige Versprechen der Selbstkontrolle“ (Rüschemeyer 1973: 250). Diese Selbstkontrolle ist durch formelle und informelle Beziehungen zwischen Kollegen, die Bindung der Rekrutierung und Ausbildung an formulierte Berufsideale und die Verfolgung von Verstößen gegen den Berufskodex institutionell abgesichert.

Über die Selbstkontrolle der praxisorientierten Ausbildung und der Tätigkeit von Praktikern gelingt es Professionen, die „Umschaltstelle“ zwischen theoretischem Wissen und praktischem Handeln zu kontrollieren. In Professionen lässt sich, so zu letzt Rudolf Stichweh, das Verhältnis zum Wissensbestand als Applikation beschreiben. Das impliziert, dass das „Wissenssystem in irgendeinem Sinne dogmatisiert ist“, weil anders eine „hinreichende Stabilität des Wissens als Handlungsgrundlage“ (Stichweh 1996: 60f) nicht erreichbar ist. Eine Medizinerin kann (anders als eine Soziologin, aber auch eine Politologin oder Betriebswirtin) ihre Klienten nicht behandeln, wie es ihr gutdünkt. Ein Jurist kann nicht einfach (wie beispielsweise ein Soziologe oder auch ein Kommunikationswissenschaftler) selbst bestimmen, was sein professionelles Handeln auszeichnet und sich über die Meinung der Fachkollegen hinwegsetzen. Diese an Praxis orientierte Dogmatisierung verlangt – und das schließt an den ersten Teil an – eine relativ enge Kopplung zwischen Beschreibung und Beschriebenen – eben Selbstbeschreibungen.

Im Gegensatz zur frühen Professionssoziologie wird hier das Verständnis von Wissenschaft einerseits und Profession andererseits auseinander gezogen. Die Zunahme des Gewichtes von Hochschulabsolventen, Akademikern oder Intellektuellen wird nicht – wie noch bei Parsons (1968) – als Professionalisierung

verstanden. Vielmehr wird der Professionsbegriff für klientenbezogene Tätigkeiten reserviert. Mediziner, Juristen und Theologen haben einen Status als Profession erreicht, weil es bei ihnen um fallbezogene Deutungen existenzieller Probleme von Individuen wie Krankheit, Konfliktlösung, Erziehung oder Glaubensfragen geht.

Bei Professionen kann Wissen nicht direkt, logisch und problemlos angewandt werden, sondern jede Anwendung ist mit dem Risiko des Scheiterns belastet. Behandlungen von Ärzten können den Tod des Patienten nicht prinzipiell verhindern, die pädagogischen Bemühungen nicht den Amoklauf des frustrierten Schülers und die Abnahme der Beichte nicht den möglichen Höllenritt des Katholiken. Wegen der Unsicherheit des Erfolgs ihrer Eingriffe müssen Arbeitsbereiche durch Professionen abgeschirmt werden (vgl. Luhmann 2002: 148; siehe zur Begrenzung des Professionsbegriffs auch Stichweh 1994).

Professionen erhalten, funktionalistisch argumentiert, ihre Privilegien aufgrund eines Zugeständnisses: der Begrenzung ihrer Einflusszone auf ein Funktionssystem (vgl. hierzu Stichweh 1996: 57). Den Medizinern wird die Kompetenz im Gesundheitswesen eingeräumt, aber eben nicht als „Volks- oder Gesellschaftsheiler“. Den Juristen wird Wirkmächtigkeit in der Rechtssprechung zugestanden, aber ihre politischen oder kulturellen Anspruch (als Juristen) werden mehr als kritisch beäugt.

Die Soziologie: Jenseits der „Hoffnung auf Professionenbildung“

Vor diesem Hintergrund – und hier schließe ich direkt an den ersten Abschnitt an – wird deutlich, weswegen sich „Professionsbildung“ als Entwicklungspfad für die Soziologie nicht anbietet. Wer wäre der Klient der Soziologie? Wie könnte eine Professionalisierung mit Kompetenzansprüchen auf die Gesamtgesellschaft aussehen?

Meine These ist, dass die Soziologie mit dem Anspruch, Gestaltungsleitlinien für die Gesamtgesellschaft zu formulieren, einen Status als „Königsoziologen“ beanspruchen würde, die ihr in einer funktional differenzierten Gesellschaft (glücklicherweise) nicht zugestanden werden würde. Die breite gesellschaftliche Abneigung gegen die durch die Studentenbewegung geprägte Soziologie der siebziger Jahre lässt sich meines Erachtens auch damit erklären, dass die Interpretationsangebote nicht als „reine Wissenschaft“ vermittelt wurden, sondern von Soziologen ein enger, gesamtgesellschaftlich ausgerichteter Theorie-Praxis-Bezug eingeklagt wurde. Dass angesichts dieser Steuerungsansprüche Immunitierungen gegen die Soziologie einsetzen, ist mehr als verständlich.

Alle Disziplinen, die sich einen gesamtgesellschaftlichen Fokus leisten – neben der Soziologie auch die Geschichte, die Philosophie oder die Kulturanthropologie – können deswegen zwar wissenschaftliche Autonomie für sich beanspruchen, ein Status als Profession wird ihnen in der modernen Gesellschaft aber nicht zugestanden.

Die fehlende Professionalisierung (bzw. aus funktionalistischer Sicht auch die fehlende Professionalisierungschance) der Soziologie erklärt maßgeblich, weshalb diese Disziplin sich mit der Transformation von wissenschaftlich produziertem Wissen in praxisrelevantes Wissen so schwer tut. Dies will ich im dritten Abschnitt konkretisieren.

3. Die „Entsoziologisierung der Soziologie“ in der Praxis: Die fehlende Kontrolle von soziologischen Wissensbeständen außerhalb der Wissenschaft

Die Bestimmung der Soziologie als wissenschaftliche Disziplin und nicht als Profession schafft ein Interpretationsraster, mit dem sich die spätestens seit den siebziger Jahren heftig geführte Diskussion über die Banalisierung der Soziologie außerhalb der Soziologie ordnen lässt. Ich möchte dies an zwei Bereichen, der Verwendung soziologischen Wissens in der Praxis und der Tätigkeit von Soziologen in der „Praxis“, deutlich machen. Andere, ähnlich gelagerte Aspekte wie die Diskussion über die Ausrichtung von außeruniversitären Forschungsinstituten, die Funktion von Soziologie als Nebenfach oder die lebhafteste Kontroverse über soziologische Beratung lasse ich an dieser Stelle außer Acht (vgl. aber Kühl 2003a; 2003b; siehe auch Strodtholz/Kühl 2002).

Die Verwässerung der Soziologie in der Praxisverwendung

In der Verwendungsforschung wird die „Verwässerung“ soziologischen Wissens in der Praxis – „die Soziologie der Nicht-Soziologen“ (Alemann 1978: 51) – mit der Trivialisierungsthese zusammengefasst. Vertreter dieser These wie Wolfgang Bonß, Ulrich Beck und Christoph Lau gehen davon aus, dass die Soziologie als Wissenschaft anderen Regeln, Strukturen und Rationalitäten unterliegt als die Praxisfelder außerhalb der Wissenschaft, in denen soziologisches Wissen zur Anwendung kommen kann. Die unterschiedlichen Regeln, Strukturen und Prozesse dieser zwei Systeme führen dazu, dass weder Wissen aus der Wissenschaft in die Praxis überführt noch das Wissen in der Praxis eins zu eins in die Wissenschaft übernommen werden kann. Es findet in beide Richtungen jeweils ein Reinterpretationsprozess statt, in dem die Wissensbestände verändert werden.

Bei der Reinterpretation von wissenschaftlichem Wissen werden, so Beck und Bonß, die Ergebnisse soziologischer Forschung ihrer „Soziologie“ entkleidet. Die Wissensbestände, die im Wissenschaftsbetrieb der Soziologie produziert werden, unterliegen im Produktionsprozess nicht dem Kriterium der Anwendbarkeit und sind deswegen für die Praxis häufig „unpraktisch“. Konsequenz ist, dass das soziologische Wissen in der Praxis regelgerecht kleingearbeitet wird. (vgl. Beck, Bonß 1984: 392ff.). Christoph Lau spitzt den Gedanken noch weiter zu, indem er die „Trivialisierung“ soziologischer Forschungsergebnisse als notwendige Voraussetzung und Folge des Praktischwerdens einer wissenschaftlichen Disziplin beschreibt (vgl. Lau 1984: 407f.).

Die „Entsoziologisierung“ von Soziologen nach ihrem Studium

Immer wieder wurde in Absolventenbefragungen festgestellt, dass die Verwendbarkeit soziologischer Theorie, immerhin ein Kernbestandteil des Studiums, relativ niedrig eingeschätzt wird, während sowohl der Methodenausbildung als auch den Nebenfächern wie Psychologie, Betriebswirtschaftslehre oder Kommunikationswissenschaft eine relative hohe Verwertbarkeit für die Berufstätigkeit nach dem Studium zugestanden wird. Die „Methodenausbildung und Psychologie“, so beispielsweise die Ergebnisse der Münchner Absolventenbefragung, besitzen eine „höher eingeschätzte Verwertbarkeit“ als die eigentlichen soziologischen Spezialkenntnisse (vgl. Brüderl et al. 1995: 345; siehe auch Brüderl, Reimer 2001: 12). Es scheint eine Tendenz zu einem Doppelleben von Soziologen zu geben: einerseits der Erwerb von theoretischem Lehrbuchwissen und andererseits eine gezielte Berufsvorbereitung, die wenig oder gar nichts mit Soziologie zu tun hat (vgl. Kromrey 1999: 7, mit Bezug auf einen Artikel im *Tagesspiegel* vom 26.2.1998). Dies ist aus der oben vorgestellten Argumentation nachvollziehbar. Warum sollte ein Arbeitgeber sich mit den andauernden respektlosen Fremdbeschreibungen eines Soziologen auseinandersetzen, wenn es ihm doch vorrangig um den Zusammenhalt seiner Organisation geht?

Beim Eintritt in eine Berufstätigkeit setzt, so meine These, eine „Entsoziologisierung von Soziologen“ ein. Ausgenommen sind selbstverständlich in der Wissenschaft tätige Soziologen, die für die Entsoziologisierungproblematik deswegen häufig keinen Blick haben. Die Entsoziologisierung wird – und auch das ließe sich in die Sprache der Selbst- und Fremdbeschreibung übersetzen – dadurch verschärft, dass sich Soziologen von anderen Disziplinen nicht durch ihren Gegenstand, sondern nur durch ihre Perspektive unterscheiden. Sie setzen sich wie Betriebswirte mit Formen der Risikokapitalfinanzierung auseinander, untersuchen wie Psychologen die Wirkung von Assessment-Centern oder analysieren wie die Kommunikationswissenschaftler die Alphabetisierungsfunktion der Bildzeitung. In der Sprache der Arbeitsmarktforschung wird dieses Phänomen mit der Formel der hohen Substituierbarkeit (Soziologen können andere „Berufe“ ersetzen) und hohen Transferierbarkeit (Soziologen können in unterschiedliche „Berufe“ Eingang finden) positiv konnotiert (vgl. Lamnek 1974: 193; Lamnek 1993: 40).

Grobkonturen eines Forschungsprogramms

Die hier vorgestellte Argumentation ist zugegebenermaßen holzschnittartig: Die Grenzen zwischen soziologischer Fremdbeschreibung und Selbstbeschreibung aus der Perspektive von Reflexionstheorien sind fließend. Das Soziologiestudium führt nicht automatisch dazu, dass Analysen in einer Fremdbeschreibungsperspektive durchgeführt werden. Ein Soziologiediplom verhindert nicht, dass in der eigenen Praxis Selbstbeschreibungsformeln des Funktionssystems übernommen werden.

Die hier vorgenommenen Differenzierungen eignen sich erst einmal für eine Soziologie der Soziologie, um den Begriff von Alvin Gouldner (1970) aus den frühen siebziger Jahren zu nutzen. Es erschließen sich Fragen nach der Aufrechterhaltung (und Auflösung) der Grenzen der Soziologie. Wie bereiten soziologische Institute ihre Studierenden auf eine Praxis vor, in der ihre Soziologie nicht gefragt ist? Wie wird auf Tagungen zur sozialwissenschaftlichen Wissensproduktion der Unterschied zwischen Soziologie als Disziplin und den „Verwässerungen“ durch andere Disziplinen markiert? Wie kämpfen außeruniversitäre soziologische Forschungsinstitute um die gleichzeitige Anerkennung als wissenschaftlich und praktisch relevant?

Aus diesen Fragen ergibt sich ein Forschungsprogramm, das sich sowohl in gesellschaftstheoretischer Perspektive als auch in stärker professions- oder interaktionssoziologischer Perspektive bearbeiten lässt. Aber ein solches Forschungsprogramm ist vorrangig in einem wissenschaftlichen Kontext verortet und beschäftigt sich mit dem Theorie-Praxis-Problem lediglich als Forschungsfrage, deren Ergebnisse nur als Fortsetzung von Wissenschaft verstanden werden können – und eben gerade nicht als eine Lösung des Theorie-Praxis-Problems. Im folgenden soll jedoch ein Angebot für eine mögliche Lösung des Theorie-Praxis-Problems zumindest in groben Zügen ausgearbeitet werden.

4. Perspektivwechsel: Angewandte Wissenschaft statt Professionsbildung

Das erste Fazit einer an Verwendung interessierten Soziologie würde im Anschluss an die vorgestellte Argumentation pessimistisch ausfallen. Im besten Fall kann die Soziologie ihre Konturen als Sozialwissenschaft erhalten. Die Trivialisierung der Soziologie außerhalb der Wissenschaft oder die Entsoziologisierung der Soziologen nach ihrem Studium lassen sich damit nicht verhindern (vgl. auch Luhmann 1993). Hier liegt aus meiner Sicht die Pointe der Diskussion: wenn man die Soziologie als *Sozialwissenschaft* stark macht, sind die oben beschriebenen Entsoziologierungsprozesse nur schwer zu vermeiden. Aus dieser Perspektive müssen sich die soziologischen Institute, die Forschungseinrichtungen und die Standesorganisationen entscheiden. Wollen sie eine ausdifferenzierte Sozialwissenschaft mit einem unvermeidbaren Praxisproblem sein oder wollen sie sich stärker praxisorientiert ausrichten mit – je nach Perspektive – der Chance oder dem Risiko, zu einer Reflexionstheorie einzelner Funktionssysteme oder Organisationstypen zu mutieren?

Die Argumentation läuft darauf hinaus, eine Professionsbildung der Soziologie im engeren Sinne nicht weiter zu betreiben, weil sie letztlich zu einer Auflösung der Soziologie als Sozialwissenschaft führen würde. Diese Schlussfolgerung mag aus Sicht eines an der Praxisvermittlung interessierten Soziologen ernüchternd klingen und mancher Soziologe mag sich mit dieser Aussage gar nicht mehr vor seine Studierenden trauen. Für mich jedoch bildet diese nur auf den ersten Blick pessimistische Einschätzung den Rahmen, in dem man über die

Praxistauglichkeit der Soziologie nachdenken muss. Die Konturen dieses Programms möchte ich abschließend anhand von zwei Richtungen aufzeigen.

Beschränkung des Interventionsfeldes

Eine erste Frage, die sich weiterführend anbietet, ist, in welcher Form die Soziologie mit der paradoxen Anforderung umgehen kann, die Soziologie außerhalb der Wissenschaft zu vermitteln, obwohl sich andere Funktionssysteme gegen die Übernahme der soziologischen Wissensbestände wehren. Wie können Soziologen als Soziologen praxisrelevant werden, ohne sich als Königssoziologen zu gebärden und ohne sich zu eng an einzelne Funktionssysteme zu binden? Wie könnte eine „spezialisierte Professionalisierung“ durch die Bezugnahme auf ein Funktionssystem vonstatten gehen, ohne dabei den Reflexionstheorien notwendigen Konkurrenz zu machen?

Meines Erachtens bietet sich ein Feld an, dessen nähere Eruiierung sich lohnen würde: Werner Fricke (1998) hat darauf hingewiesen, dass sich solche Probleme als Praxisfeld der Soziologie anbieten, die aus der Konfrontation von Sichtweisen unterschiedlicher Funktionssysteme entstehen. Ein Praxisfeld der Soziologie scheint also dort zu liegen, wo sie nicht mit *einer* Selbstbeschreibung konkurrieren muss, sondern sich moderierend oder aufklärend zu *unterschiedlichen* Selbstbeschreibungen in Beziehung setzen kann.

Vieles, was unter dem modischen Label der Beratung von Netzwerken oder der Beratung von Organisationen läuft, fällt in diesen Bereich. Gerade aufgrund des Einblicks in die Eigenlogik von Funktionssystemen scheint die Soziologie für die Organisation von Verständigungsprozessen gut geeignet zu sein. Meine Vermutung ist, dass Rainer Lepsius (1979) auf diesen Punkt abzielte, als er eine soziale Rationalität forderte, die sich *neben* einer wirtschaftlichen oder politischen Rationalität etablieren müsse.

In dieser Konzeption parasitiert die Soziologie mit ihren Fremdbeschreibungen an den Folgeproblemen funktionaler Differenzierung. Sie setzt an der „Verzweiflung“ von Funktionsbereichen (oder -systemen) an, dass man selbst eine richtige Perspektive hat, aber leider niemand anderes das auch so sieht und daraus permanente Verständigungs-, Koordinations- und Kooperationsprobleme entstehen.

Soziologie als Dienstleister für Professionen und Semiprofessionen

Eine zweite Frage ist, wie die Soziologie mit dem Problem umgehen kann, dass sie keinen Klienten im engeren Sinne hat. Vor dem Hintergrund dieser Problematik hat sich in den letzten Jahrzehnten ein spezifisches Interventionsfeld ausgebildet: Die Soziologie als Dienstleister für Professionen. Die Soziologen werden als Soziologen nachgefragt, wenn es darum geht Professionen und Semiprofessionen wie Sozialpädagogik, Juristerei oder Medizin (über die Grenzen ihrer Disziplin hinaus) auszubilden. Sie werden wegen ihrer Distanz als Gutachter in Vergangenheits- und Zukunftskommissionen berufen und dort wegen ihrer Pra-

xisferne geschätzt. Systemische Berater (und zunehmend auch klassische Unternehmensberater) laden postmodern klingende Systemtheoretiker ein, um sich von diesen „Beratern der Berater“ auf den neuesten wissenschaftlichen Stand bringen zu lassen.

Verlangt wird in diesen Fällen von der Soziologie – und hier sind meine Positionen ähnlich wie die der Verwendungsforschung – nicht Praxisnähe, sondern genau das Gegenteil. Der Tenor ist: Wie wir daraus gute Sozialarbeit, gute Politik oder gute Beratung machen, das, liebe Frau Professor, überlassen Sie ruhig uns. Wir erwarten von Ihnen lediglich, dass Sie die Soziologie, die uns interessiert, gut verständlich darstellen.

Die Soziologie wird an dieser Stelle – und dies ist ein alter Gedanke von Schelsky – zu einem Dienstleister nicht direkt am Kunden, sondern am Dienstleister des Kunden. Das Verhältnis der Soziologie zu anwendungsorientierten Disziplinen ist ähnlich wie das Verhältnis der Physiker zum Ingenieur. Die Physikerin bildet die Ingenieurin im Nebenfach aus, verfasst die Lehrbücher, mit denen dem Ingenieursstudium die entsprechende „wissenschaftliche Tiefe“ verliehen wird und erstellt hochkomplexe Gutachten, aber an den Bau der Brücke lässt man sie als Physikerin nicht heran. Genauso kann ein Soziologe den Sozialarbeiter im Nebenfach Soziologie ausbilden, kann der Sozialpädagogik einen „wissenschaftlichen Überbau“ verleihen und auch als Experte Gutachten für Sozialgesetze erstellen. Als Soziologen lässt man ihn aber nicht direkt an den Obdachlosen oder an den hochverschuldeten Ex-Vorstand eines New-Economy-Unternehmens heran.

Schlussbemerkung

Die Unterscheidung von Sozialwissenschaft und Reflexionstheorie und der Verweis auf die mangelnden Professionalisierungschancen hat eine Reformulierung des Theorie-Praxis-Problems der Soziologie zur Folge. Der Soziologie kann es *nicht* um die Kontrolle der soziologischen Wissensbestände außerhalb der Wissenschaft, die Ausbildung soziologischer Berufsfelder oder die Entwicklung von rein anwendungsbezogenen soziologischen Instituten gehen.

Die im letzten Abschnitt vorgestellten Überlegungen zur Beschränkung des Interventionsfeldes auf die Vermittlung zwischen unterschiedlichen Funktionssystemen und zur Rolle der Soziologen als Ausbilder für Professionen und Semiprofessionen ergeben lediglich eine erste, unvollständige Liste für Praxisfelder der Soziologie. Das Kriterium für die Ergänzung dieser Liste müsste sein, ob die vorgeschlagenen Ansätze der Faszination einer Professionalisierung (und damit einer Entwissenschaftlichung) der Soziologie widerstehen können und die Praxisrelevanz aus der Anwendung (und nicht Aufweichung) der Soziologie als Sozialwissenschaft ziehen.

Literatur

- Alemann, H. v., 1978: Berufschancen von Sozialwissenschaftlern. *Soziologie*, 7. Jg., Heft 2, 45-36.
- Badura, B., 1978: Nutzung sozialwissenschaftlicher Information in Verwaltung und Wirtschaft. *Soziologie*, 7. Jg., Heft 2, 5-17.
- Beck, M., 1980: Die Vergesellschaftung sozialer Probleme in Sozialwissenschaftler-Berufen. Eine empirische Studie zu Geschichte und Situation in Studium und Beruf von Sozialwissenschaftlern. Frankfurt/M.: Rita Fischer.
- Beck, U., Bonß, W., 1984: Soziologie und Modernisierung – Zur Ortsbestimmung der Verwendungsforschung. *Soziale Welt*, 35. Jg., Heft 4, 381-406.
- Beck, U., Bonß, W., (1989): Verwissenschaftlichung ohne Aufklärung? Zum Strukturwandel von Wissenschaft und Praxis. In U. Beck; W. Bonß (Hg.), *Weder Sozialtechnologie noch Aufklärung? Analysen zur Verwendung sozialwissenschaftlichen Wissens*. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 7-45.
- Brüderl, J., Hinz, T., Jungbauer-Gans, M., 1995: Münchner Soziologinnen und Soziologen im Beruf. *Sozialwissenschaften und Berufspraxis*, Band 18, 328-345.
- Brüderl, J., Reimer, D., 2001: Soziologinnen und Soziologen im Beruf. Ergebnis ausgewählter Absolventenstudien der 90er Jahre. Mannheim: unveröff. Ms.
- Fricke, W., 1998: Der gesellschaftliche Kontext von Sozialwissenschaft. In J. Howaldt, R. Kopp (Hg.), *Sozialwissenschaftliche Organisationsberatung. Auf der Suche nach einem spezifischen Beratungsverständnis*. Berlin: Edition Sigma, 21-40.
- Gouldner, A., 1970: *The Coming Crisis of Western Sociology*. New York: Basic Books.
- Kieserling, A., 2000: Die Soziologie der Selbstbeschreibung. In H. de Berg, J. Schmidt (Hg.), *Rezeption und Reflexion*. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 38-92.
- Kromrey, H., 1999: *Diplom-Soziologie – und was dann?* Berlin: unveröff. Ms.
- Kühl, S., 2003a: Wie verwendet man Wissen, das sich gegen die Verwendung sträubt?. In H.-W. Franz, J. Howaldt, H. Jacobsen, R. Kopp, (Hg.), *Forschen – lernen – beraten. Der Wandel von Wissensproduktion und -transfer in den Sozialwissenschaften*. Berlin: Edition Sigma, 71-92.
- Kühl, S., 2003b: Organisationssoziologie. Ein Ordnungs- und Verortungsversuch. *Soziologie*, 32. Jg., Heft 1, 37-47.
- Lamnek, S., 1974: Soziologen ohne Soziologie? Zum Verhältnis der Berufschancen von Soziologen und Berufsadäquanz ihrer Ausbildung. *Soziologie*, 3. Jg., Heft 3, 176-206.
- Lamnek, S., 1993: Zur Professionalisierung der Soziologie in Deutschland. In S. Lamnek (Hg.), *Soziologie als Beruf in Europa*. Berlin: Edition Sigma, 11-55.
- Lange, E. 1978: Zur beruflichen Absorption und Substitution von Sozialwissenschaftlern. *Soziologie*, 7. Jg., Heft 2, 63-82.
- Lange, H., 1997: Sozialwissenschaften zwischen akademischer Etablierung und außerakademischer Herausforderung. In H. Lange, E. Senghaas-Knobloch (Hg.), *Konstruktive Sozialwissenschaft*. Münster: Lit, 49-78.
- Lau, C., 1984: Soziologie im öffentlichen Diskurs. *Soziale Welt*, 35. Jg., Heft 4, 407-428.

- Lepsius, M. R., 1979: Die Entwicklung der Soziologie nach dem Zweiten Weltkrieg 1945 bis 1967. In G. Lüschen (Hg.), *Deutsche Soziologie seit 1945. Entwicklungsrichtungen und Praxisbezug*. Opladen: Westdeutscher Verlag, 25-70.
- Luhmann, N., 1990: *Die Wissenschaft der Gesellschaft*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Luhmann, N., 1993: Theoretische und praktische Probleme der anwendungsbezogenen Sozialwissenschaften. In N. Luhmann (Hg.), *Soziologische Aufklärung 3*. 3. Aufl., Opladen: Westdeutscher Verlag, 321-334.
- Luhmann, N., 2002: *Das Erziehungssystem der Gesellschaft*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Matthes, J., 1981: *Einführung in das Studium der Soziologie*. 3. Aufl., Reinbek: Rowohlt.
- Parsons, T., 1968: Professions. *International Encyclopedia of the Social Sciences*, 12. Jg., 536-547.
- Rüchemeyer, D., 1973: Profession. Historisch und kulturell vergleichende Überlegungen. In G. Albrecht, H. Daheim, F. Sack (Hg.), *Soziologie. René König zum 65. Geburtstag*. Opladen: Westdeutscher Verlag, 250-260.
- Schirmer, W. (2003): Was können Soziologen, was andere nicht können? *Sozialwissenschaften und Berufspraxis*, Band 26, S. 241-253.
- Stichweh, R., 1994: Formen der Differenzierung zweier Systeme beruflichen Handelns in modernen Gesellschaften. In R. Stichweh (Hg.), *Wissenschaft, Universität, Professionen*. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 278-336.
- Stichweh, R., 1996: Professionen in einer funktional differenzierten Gesellschaft. In A. Combe, W. Helsper (Hg.), *Pädagogische Professionalität. Untersuchungen zum Typus pädagogischen Handelns*. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 49-69.
- Strodtholz, P., Kühl, S., 2002: Qualitative Methoden der Organisationsforschung – Ein Überblick. In S. Kühl, P. Strodtholz (Hg.): *Methoden der Organisationsforschung. Ein Handbuch*. Reinbek: Rowohlt, 11-29.
- Weltz, F., 1997: Beobachtende Teilnahme – ein Weg aus der Marginalisierung der Industriesoziologie. In H. Lange, E. Senghaas-Knobloch (Hg.), *Konstruktive Sozialwissenschaft*. Münster: Lit, 35-48.